

Arthur F. Burns-Fellowship 2017

Stipendiat: **Martin Schlak**

Gastmedium: **The Seattle Times**

Bevor ich in die Vereinigten Staaten aufbrach, gab es viel, was ich über dieses Land nicht wusste. Ich wusste nicht, was ein *potluck* ist, dass auch Amerikaner ihren Müll trennen, und dass es Geldautomaten zum Durchfahren gibt. Noch viel weniger wusste ich über Seattle. Ja, eigentlich wollte ich gar nicht dort hin. Meine Erstwahl war San Francisco gewesen, wegen der Nähe zum Silicon Valley, und meine Zweitwahl Boston, weil dort das Massachusetts Institute of Technology steht.

Ich kam in der Nacht aus Washington D.C. an, und nach einer Stunde Fahrt durch Seattle spuckte mich ein Bus an der Aurora Avenue, Ecke 85th Street vor einem dreckigen Jack in the Box aus, der 24 Stunden am Tag Burger brät, aber nachts nur Autos und keine Fußgänger bedient. Vor dem Laden lungerten einige Gestalten herum, von denen ich später erfuhr, dass es sich um Drogenabhängige handelt, die sich in einer benachbarten Klinik ihr Methadon besorgen. Ein Block weiter lag meine Wohnung.

Die Redaktion der *Seattle Times* ist ein schlammbraun gestrichener Klotz mit dem Charme einer Tiefgarage. In der Nachbarschaft werden Baugruben ausgehoben, in denen man ein ganzes Fußballstadion versenken könnte, und wachsen verglaste Türme in die Höhe. Sie erzählen die Geschichte einer aufstrebenden Stadt, in der *Amazon* in den vergangenen Jahren 40.000 Arbeitsplätze geschaffen hat.

An der *Seattle Times* ist dieser Aufschwung vorbeigegangen. Wie alle Tageszeitungen kämpft sie mit einem Verlust an Auflage und Bedeutung. Vor einigen Jahren musste der Verlag seine Redaktionsgebäude in bester Innenstadtlage verkaufen und zurück leasen, um nicht von Pensionslasten erdrückt zu werden. Das Blatt leistet sich noch immer mehr als 100 *reporters* und *editors* sowie acht *staff photographers*. Es waren aber, als die Zeitung noch den Anspruch hatte, über die Region hinaus relevant zu sein, etwa doppelt so viele. Die verbliebene Belegschaft rückte in ein Haus zusammen, in dessen Erdgeschoss gerahmte Artikel an die zehn Pulitzer-Preise erinnern, die die Zeitung bislang gewann.

Die Redaktion im ersten Stock: Lüftungsrohre an der Decke, Cubicles mit Schreibtisch und Rechner auf dem Teppich, viele von ihnen verwaist. Mich begrüßte der *Business Editor* Rami Grunbaum, ein erfahrener und besonnener Mann, und seit mehr als zehn Jahren beim Blatt. Er nahm sich Zeit für ein Mittagessen und erzählte mir, wie die Arbeitsbelastung in den vergangenen Jahren gestiegen sei. Einst seien sie drei Editoren im Wirtschaftsressort gewesen, und mehrere Reporter für Boeing und Amazon. Jetzt müssten die gleiche Arbeit zwei Editoren leisten, und es gebe nur noch sechs Reporter für das gesamte Ressort.

Ich merkte schnell, dass die Ausgangslage bei der Seattle Times nicht die besten war, doch dass die Belegschaft dafür umso enger zusammenrückte. Als deutscher Fellow zählte ich wie ganz selbstverständlich zum Team, mit eigener E-Mail-Adresse und Telefonnummer, Zugängen zum Archiv, Einladung zu Konferenzen und Veranstaltungen.

Am ersten Tag schrieb ich einen Eintrag in das Intranet der Redaktion, und stellte mich als Gast aus Deutschland vor. Daraufhin erreichten mich noch am selben Tag mehrere E-Mails. Ein Kollege schrieb, er heiße Tyler und spreche ein bisschen Deutsch. Das seien die zwei Sätze, an die er sich aus dem Schulunterricht noch erinnere, und an das sehr lange Wort „Taschenrechner“.

So wurde Tyler zu meinem besten Freund in Seattle. Er zeigte mir während der zwei Monate, wo es die schönsten Bars mit Dachterrasse gibt, das Restaurant mit den leckersten Austern, den günstigsten Haarschnitt, den besten Strand und die buntesten Dragshows.

Während ein Mitstipendiat am dritten Tag in unsere Facebook-Gruppe hinein fragte, ob es normal sei, dass in amerikanischen Newsrooms niemand miteinander spreche und alle ihr Mittagessen mit an den Schreibtisch brächten, saß ich mit dem *Amazon*-Reporter in einem koreanischen Restaurant und bestellte Kimchi, gebratenen Reis mit Tofu.

Wir tranken ein Bier in der Sonne und schauten über eine still daliegende Bucht auf die Skyline von Seattle. Da wusste ich, dass ich in dieser Stadt richtig war.

Ich hatte mir vorgenommen, mindestens eine große Geschichte in der Seattle Times zu veröffentlichen und gleichzeitig für verschiedene deutsche Magazine zu schreiben. Mit dem Allen Institute for Brain Science, der University of Washington und verschiedenen Krebsforschungszentren ist Seattle eine Metropole der Forschung, und für mich als Wissenschaftsreporter eine reiche Themenfundgrube.

Für die *Times*, wie die Redakteure ihr Blatt nennen, recherchierte ich über mehrere Wochen an einem Artikel über eine Seattler Biotech-Firma, die eine neue Krebstherapie entwickelt. Ich traf mich mit dem CEO, mit einem Wissenschaftler des Fred Hutchinson Cancer Research Centers und einem Patienten einer klinischen Studie. Schließlich erschien der Text in der Sonntagsausgabe, über zwei Seiten. Ich kaufte die Ausgabe schon am Samstag, so aufgeregt war ich, dass ein Artikel mit meiner *byline* in einer amerikanischen Zeitung stand.

Meist ging ich vier bis fünf Tage pro Woche in die Redaktion. Rami Grunbaum, mein Editor, erkundigte sich regelmäßig, wie meine Geschichten liefen, hielt mich aus der täglichen Arbeit aber heraus. Ich schätzte die Redaktion dennoch als Basisstation, nicht nur, weil immer wieder mal jemand Cupcakes mitbrachte. Ich konnte andere Reporter während meiner Recherchen um Rat fragen, und die Datenbanken der *Times* nutzen. Für einen deutschen Journalisten sind die lockeren Gesetze zur Privatsphäre in den USA ein Traum. Es lassen sich nicht nur sämtliche Gerichtsverfahren mit Klarnamen nachschauen, sondern selbst Verkehrsverstöße!

Ich nahm regelmäßig an den Morgenkonferenzen teil, und verfolgte, wie die *Seattle Times* auf den Auflagenverlust, aber auch den Vorwurf der *fake news* reagiert: mit dem Vorsatz, vielfältiger zu werden. Die Redaktion, zum großen Teil weiß, richtete ein Ressort mit dem Namen *diversity* ein, das schwerpunktmäßig über gesellschaftliche oder ethnische Minderheiten berichtet. Regelmäßig lädt die Redaktion Vertreter gesellschaftlicher Gruppen zur Diskussion ein, und immer wieder

stellten die *Managing Editors* die Frage, wie man das Publikum am besten in die Berichterstattung einbeziehen könne.

Oft erreichten mich Rundmails, in denen die *Managing Editors* einzelne Redakteure lobten: für die Recherche über angeblichen Kindesmissbrauch, die den Bürgermeister zum Rücktritt zwang, oder für die mehrseitige Berichterstattung, als Amazon ankündigte, eine zweite Firmenzentrale in einer anderen Stadt zu errichten. Über den Verteiler kam auch die Einladung für den *Thirsty Thursday*, das monatliche Redaktionstrinken in der benachbarten Kneipe *13 Coins*.

Ich besuchte die *13 Coins* mit dem *Seattle-Times*-Fotografen Greg Gilbert, 71. Wir nahmen in zwei schwenkbaren Ledersesseln am Tresen Platz, und atmeten den Geruch des Bratfetts vergangener Jahrzehnte ein. Bei einem Avocado-Sandwich erzählte er mir, diese Kneipe gebe es mindestens schon so lange, wie er bei der *Times* arbeite, und das seien ja nun auch schon 50 Jahre. Von sich selber sagte Gilbert, er sei „the fastest shot in the Northwest“ und brauche für Porträtfotos weniger als eine Minute. An Ruhestand denke er noch nicht, und so wird der Fotograf Gilbert die Kneipe vermutlich überleben. Getrieben von den steigenden Immobilienpreisen hat der Besitzer der *13 Coins* seinen Laden verkauft, um Platz für ein neues Hochhaus zu machen.

Unter den Mitarbeitern der *Times* gibt es einige altgediente Kollegen mit alten Verträgen, und viele junge, die es, schlecht bezahlt, nach wenigen Jahren in andere Jobs zieht. Manche arbeiten Vollzeit bei der Zeitung und passen nebenher noch auf Kinder auf oder schreiben Pressemitteilungen für Vereine, um sich das Leben und die Mieten in Seattle leisten zu können.

Noch in meinem ersten Monat verließ der Amazon-Reporter die Redaktion. Er hatte ein Angebot von einem Hedgefonds bekommen, wo er nach seiner Aussage drei Mal so viel verdient. Zum Abschied lud eine Redakteurin zu sich nach Hause zu einer *potluck party* ein, für die jeder Gast etwas zu essen mitbrachte. Der Reporter sagte, er wäre gerne bei der *Times* geblieben, doch seine Frau habe damit gedroht, ihn in diesem Fall zu verlassen.

Während meiner Zeit war Donald Trump das Thema der meisten Diskussionen, und die beliebteste Frage, was ich als Deutscher zu diesem Präsidenten sage. Seattle, erzählte man mir, sei eine liberale Oase in Washington. Ich wollte auch den anderen Teil des Bundesstaats kennen lernen. Also stieg ich in den Zug, der mich in drei Stunden in eine Kleinstadt namens Longview brachte, die an der Grenze zu Oregon liegt. Longview ist eine traditionelle Holzfällerstadt. Noch immer schlängeln sich mit langen Stämmen beladene Trucks über die zweispurige Brücke, die den Columbia-River überspannt, doch es werden immer weniger. Ich wollte hier zu einem Kriminalfall recherchieren, der mehr als zehn Jahre zurückliegt.

Am Ort des Mordes, in einer Siedlung zweistöckiger Appartmenthäuser, vor denen sich Pfützen wie kleine Seen ausbreiteten, traf ich einen Mann mit einer Augenklappe, der im Mundwinkel eine Zigarette hielt. Er sagte mir, er haben den Jungen gekannt, der für den Mord ins Gefängnis ging. Es sei eine raue Zeit gewesen damals. Als die Holzindustrie ging und die Hoffnungslosigkeit kam, sei die Siedlung zu einem Schwerpunkt der Kriminalität geworden und die Polizei fast täglich hier gewesen.

So sah ich mit eigenen Augen, dass es neben den gleißenden Bürotürmen in Seattle noch ein zweites Amerika gibt, in dem man die Vergangenheit verklärt, und die Zukunft fürchtet.

In Seattle hat sich bestätigt, dass man, um ein Land kennen zu lernen, in ihm wohnen muss. Ich verließ die Stadt nicht nur mit einem viel reichhaltigeren Bild der Vereinigten Staaten, sondern auch mit vier Geschichten im Block, die ich in den kommenden Wochen schreiben werde. Dem Burns-Fellowship danke ich für die einzigartige Möglichkeit, die dieses Stipendium bietet, und Frank Freiling für seinen unermüdlichen Einsatz, diese Monate auf die Beine zu stellen.

An meinem letzten Abend lief ich den Hügel von Capitol Hill hinunter, jenem Viertel, in dem in den zwei Monaten viel Geld für Essen und noch mehr für Bier gelassen hatte. Ich blendete den Lärm aus, den die Autos auf der Stadtautobahn machten, und den Gedanken an den nahenden Abschied. Ich blickte auf die Space Needle, das Seattler Wahrzeichen der Weltausstellung des Jahres 1962, und erahnte dahinter das Wasser der Elliot-Bucht und die Wälder des Nationalparks, die ich wandernd durchstreift hatte. In diesem Moment fühlte sich die Fremde wie ein Zuhause an.

Hamburg, den 15. Oktober 2017